

nen „sehr guten“ und 52% einen „guten Eindruck“ zu Protokoll. Was die Einstellung zu einem Hausbesuch des Pfarrers anbelangt, nannten nur 4% die Antwort: „Der Pfarrer hat bei mir zu Hause nichts zu suchen“. 35% gaben an: „Ich würde es begrüßen, wenn der Pfarrer zu mir käme.“ Mit ihrem Gemeindepfarrer haben der Umfrage zufolge 61% der Befragten schon einmal gesprochen.

Besonderes Interesse dürfen bei einer Untersuchung, der es um die Stabilität und die Zukunftschancen der Volkskirche zu tun ist, die Ergebnisse zum Thema *Kirchenaustritt* beanspruchen. Sie sehen folgendermaßen aus: 11% gaben an, sei seien fest oder fast schon entschlossen, aus der Kirche auszutreten, ebenfalls 11% entschieden sich für die Antwort: „Ich habe schon öfters daran gedacht, aus der Kirche auszutreten – bin mir aber noch nicht ganz sicher.“ Die Auswertung zieht daraus den Schluß: „Es gibt zum Zeitpunkt der Erhebung hochgerechnet rund 4,6 Millionen Kirchenmitglieder über 14 Jahre, die sozusagen einen Fuß bereits aus der Kirche herausgesetzt haben“ (S. 142). In der Altersgruppe zwischen 14 und 24 trugen sich 36% mit Austrittsgedanken (bei der ersten Umfrage waren es 35%); bei den 25- bis 34-jährigen waren es 37%, verglichen mit erst 32% vor zehn Jahren.

Belege liefert die Umfrage auch für die prekäre Situation von *Glaubensvermittlung* und *religiöser Sozialisation*. So gaben zwar bei der Frage nach den Erfahrungen im Konfirmandenunterricht zwei Drittel der befragten 14–24-jährigen positive Erinnerungen an den Pfarrer und an Erlebnisse in der Gruppe zu Protokoll, nur 33% stimmten aber der Formulierung zu: „Im Konfirmandenunterricht habe ich gelernt, was es heißt, Christ zu sein.“ Im übrigen gaben jetzt 25% der 14–24-jährigen an, nie im Kindergottesdienst gewesen zu sein, während es vor zehn Jahren erst 13% waren. Der Anteil der regelmäßigen Kindergottesdienstbesucher unter den Befragten dieser Altersgruppe sank in den zehn Jahren von 33% auf 24%.

Zwar sind die Ergebnisse der Kirchenmitgliedschaftsumfrage für den, der

die religiöse Landschaft der Bundesrepublik im allgemeinen und die evangelische Kirche im besonderen mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet, keine besondere Überraschung. Sie bieten auch kein umfassendes Bild der Gegenwartssituation des deutschen Protestantismus: Schließlich wurden in die Untersuchung keine Fragen nach Glaubensüberzeugungen, Werten oder Frömmigkeitsformen einbezogen. Dennoch bieten sie für die kirchlichen Auftraggeber genügend Stoff zum Nachdenken, besonders über den Weg, den die evangelische Kirche in Zukunft einschlagen und die Schwerpunkte, die sie setzen soll.

Stoff zum Nachdenken

Die Auswertung der Umfrage beschränkt sich in diesem Punkt auf die Darstellung des Diskussionsstandes und auf einige Anregungen zum Weiterdenken. Sie skizziert die beiden gegenwärtig vertretenen Grundpositionen, auf der einen Seite die Forderung

nach Vereindeutigung und Konzentration als Konsequenz aus dem Abbröckeln der Volkskirche, auf der anderen Seite die „großkirchliche“ Gegenposition, die weiterhin bewußt auf distanzierte und „unbestimmte“ Kirchenmitgliedschaft setzt, ohne sich auf eine davon festzulegen. Die Kirche lebe von beidem, von Verbindlichkeit und Entschiedenheit genauso wie von Offenheit und Freiheit.

Es wäre natürlich interessant, wenn man einen Vergleich zwischen den Ergebnissen der EKD-Umfrage und entsprechenden Erhebungen über Struktur und Merkmale der Kirchenmitgliedschaft bei deutschen Katholiken vornehmen könnte. Vergleichbares Material steht aber gegenwärtig nicht zur Verfügung, oder es ist der Öffentlichkeit nicht zugänglich. Zweifellos besteht im Blick auf die Zukunft der Kirche und damit auch des Glaubens hierzulande trotz mancher Unterschiede auch auf katholischer Seite genügend Grund zur Sorge. U. R.

Religion in Amerika: eine Gallup-Studie

Ein zunehmendes Interesse der US-Bevölkerung an Religion und eine erhebliche Stabilität der religiösen Praxis in den letzten Jahren stellt eine im Frühjahr dieses Jahres erschienene Studie des nordamerikanischen Meinungsforschungsinstituts Gallup unter dem Titel „Religion in America“ (The Gallup Report No. 222, March 1984) fest. Die Untersuchung gibt einen Einblick in die Stimmungslage in Sachen Religion jenseits des Atlantiks, die, wie sich beim diesjährigen Präsidentschafts-Wahlkampf wieder einmal zeigt (vgl. HK, September 1984, 398 f.), von einem im Vergleich zu Europa hohen Stellenwert der Religion im öffentlichen wie individuellen Bewußtsein gekennzeichnet ist. Manche Ergebnisse sind ausgesprochen positiv für die Religion ausgefallen, was jedoch keine neue Erscheinung darstellt: Erhebungen zum Gottesdienst-

besuch beispielsweise zeigen schon seit längerem für die USA höhere Zahlen als für Europa (vgl. HK, Juni 1975, 304).

Auf eine allgemeine Einschätzung des Stellenwertes der Religion in den Vereinigten Staaten zielen Fragen nach dem Einfluß der Religion auf das Leben in den USA sowie nach der Bedeutung von Religion für das gegenwärtige Leben der Befragten. Nach Angaben der Studie, in die Ergebnisse von Umfragen bis in die jüngste Zeit hinein (Anfang 1984) Eingang gefunden haben, lag die Zahl der Befragten, die den Einfluß der Religion auf das Leben der Nordamerikaner für zunehmend halten (44 Prozent), zum erstenmal seit Mitte der siebziger Jahre wieder ebenso hoch wie die Zahl derjenigen, die ihn für abnehmend halten (42 Prozent). Ein Langzeitvergleich zeigt, daß sich in der Beantwortung

dieser Frage in den siebziger Jahren Grundsätzliches verändert hat: Nachdem sich die Zahl derjenigen, die den Einfluß der Religion als insgesamt abnehmend einstufen, seit den fünfziger Jahren bis auf 75 Prozent im Jahre 1970 erhöht hatte, lag diese Zahl in den letzten Jahren um rund zehn Prozent über der Zahl derjenigen, die ihn für abnehmend halten (ca. 46 bzw. 36 Prozent).

Die Protestanten sind die „Frömmen“

Ausgesprochen stabil verhalten sich die Antworten auf die Frage, für wie wichtig jemand Religion für sein eigenes Leben hält. Seit 1980 liegt diese Zahl bei 56 Prozent. Umgekehrt nimmt die Zahl derjenigen, die Religion als für sich „nicht sehr wichtig“ bezeichnen, nicht zu, sondern liegt seit 1978 bei 14 Prozent. Den großen Rückgang bei denjenigen, die Religion als für sich „sehr wichtig“ einstufen, hatte es demgegenüber in der Zeit von 1952 bis 1978 gegeben: In diesem Zeitraum war die Zahl von 75 auf 52 Prozent gefallen. Der *konfessionelle Unterschied* bei der Beantwortung dieser Frage stellt mehr als eine statistisch zu vernachlässigende Größe dar: Protestanten beantworteten die Frage in den letzten Jahren um fünf bis zehn Prozent häufiger mit „sehr wichtig“ als Katholiken. In vergleichbaren Umfragen in der Bundesrepublik verhält es sich zumeist umgekehrt: In Mitteleuropa erweisen sich die Katholiken für gewöhnlich als die „Frömmen“ (vgl. Emnid-Institut, Bielefeld: Gott heute, in: epd-Dokumentation Nr. 12/80, S. 3). Hier schlägt sich die Bedeutung gerade auch fundamentalistischer Gruppen und Tendenzen innerhalb des nordamerikanischen Protestantismus nieder (vgl. HK, Januar 1982, 45 f.).

Als Hinweis auf eine weiterhin zunehmende Bedeutung der Religion liest die Studie das Umfrageergebnis, nach dem 51 Prozent der befragten Erwachsenen angaben, daß Religion in den nachfolgenden fünf Jahren wahrscheinlich eine größere Bedeutung für sie haben werde als noch zum Zeitpunkt der Befragung. Wenig Verände-

rung erwarten in dieser Hinsicht 39 Prozent der Befragten. Die Studie verweist in dem Zusammenhang auf eine ähnliche Untersuchung für eine religiös orientierte Fernsehanstalt, aus der hervorgeht, daß 56 Prozent der US-Amerikaner der Ansicht sind, sie zeigten religiösen Dingen gegenüber mehr Interesse als noch fünf Jahre zuvor. Auch sagten 54 Prozent der Befragten, daß sie heute eher als noch vor fünf Jahren glaubten, Religion wisse eine Antwort auf die Probleme der Welt, während dasselbe von der Wissenschaft nur 36 Prozent annahmen. In der letzten Frage bleibt offen, ob sich hierin eher eine schon traditionell zu nennende Wertschätzung der Religion oder etwa das Phänomen einer Ernüchterung über die Fähigkeit von Technologie und Wissenschaft ausdrückt. Ein Langzeitvergleich wird nicht geliefert. George Gallup Jr., so in seinem Kommentar zur Studie, sieht darin Anzeichen dafür, daß die Amerikaner zunehmend glaubten, die Probleme der Welt könnten nicht Technologie und Sozialwesen lösen, sondern ein „Wandel der Herzen“ und eine „Umkehr zu Gott“ sei notwendig.

12 Prozent „sehr religiös“

Zur näheren Bestimmung der Intensität von Religiosität verwendet die Untersuchung eine eigens hierfür zusammengestellte Liste von Aussagen über den Glauben. Den Befragten kam dabei die Aufgabe zu, zu sagen, ob sie diese Sätze für „völlig wahr“, „einigermaßen wahr“, „einigermaßen unwahr“ oder „völlig unwahr“ halten. Als „völlig wahr“ bezeichneten 61 Prozent die Aussage „Ich glaube, daß Gott mich liebt, obwohl ich ihm nicht immer Freude mache“; 60 Prozent den Satz „Ich glaube an die Göttlichkeit Jesu Christi“; 46 Prozent: „Ich wünschte, mein religiöser Glaube wäre stärker“; 38 Prozent: „Ich erhalte sehr viel Trost und Unterstützung durch meine religiösen Überzeugungen“; 37 Prozent: „Ich versuche sehr, meine religiösen Überzeugungen in die Praxis umzusetzen bei meinen Beziehungen zu allen Menschen einschließlich solcher anderer Rassen, Religionen, Nationalitäten und Milieus“; 26 Prozent:

„Ich suche ständig Gottes Willen im Gebet“; 26 Prozent: „Mein religiöser Glaube hat den wichtigsten Einfluß auf mein Leben“. Zwölf Prozent der Befragten bezeichneten jeden dieser sieben Sätze als „völlig wahr“ und wurden damit einem „sehr hohen Grad an Religiosität“ zugeordnet. Für 37 Prozent ergibt sich nach diesem Verfahren ein „einigermaßen hoher“, für 36 Prozent ein „einigermaßen niedriger“ und für 15 Prozent ein „sehr niedriger Grad an Religiosität“. Seit Jahren unverändert hoch ist das Vertrauen der US-Bürger in die Kirchen oder allgemeiner in die organisierte Religion: Neun andere Institutionen des öffentlichen Lebens der USA wie Militär, Banken, Oberster Gerichtshof, öffentliche Schulen, Zeitungen, Kongreß, Unternehmer, Gewerkschaften und Fernsehen erhielten (und zwar in dieser Reihenfolge) geringere Prozentsätze an Vertrauensbekundungen als Kirchen und andere religiöse Gruppen mit ihren über 60 Prozent.

Zu den klassischen Meßgrößen der Meinungsforschung gehören Fragen nach der Haltung zu den Kirchen bzw. nach Kirchenmitgliedschaft und Gottesdienstbesuch. *Neun von zehn* Amerikanern bekannten sich danach bei der letzten Umfrage 1983 zu einer konfessionellen bzw. religiösen Gruppe, was nicht gleichbedeutend ist mit der faktischen Mitgliedschaft. Als Mitglied einer Kirche oder Synagogalgemeinde bezeichneten sich demgegenüber in den letzten Jahren *sieben von zehn* US-Bürgern. *Vier von zehn* Befragten gaben an, in einer von ihnen als typisch erachteten Woche des Jahres 1983 einen Gottesdienst in einer Kirche oder Synagoge besucht zu haben. Ein Langzeitvergleich zeigt eine prozentuale Abnahme der Protestanten von 69 Prozent im Jahre 1947 auf 56 Prozent 1983 und eine Zunahme des Anteils der Katholiken von 20 Prozent 1947 auf 29 Prozent 1983. Der Anteil der Personengruppe, die Mitglied einer religiösen Gruppe sind, war von 1947 bis 1978 von 76 auf 68 Prozent zurückgegangen. Seit der Zeit hat sich diese Zahl stabilisiert. Die Kirchenbesucherzahlen halten sich seit Anfang der siebziger Jahre auf etwa

demselben Niveau. Von 49 Prozent Mitte der fünfziger Jahre war diese Zahl bis 1971 auf 40 Prozent zurückgegangen, hält sich aber seitdem auf diesem Niveau und entspricht damit der Vorkriegszeit (1939: 41 Prozent). Katholiken sind mit 52 Prozent die Gruppe mit dem höchsten Kirchenbesucheranteil.

Die „Wiedergeburt“ erfahren

Etwas weniger optimistisch und damit mit europäischen Verhältnissen vielleicht eher vergleichbar sind die Zahlen in bezug auf die Personengruppen der 13- bis 18jährigen. Ein generelles Interesse an der Religion scheint ihnen durchaus vereinbar mit einer sehr viel stärkeren Distanz zur organisierten Religion, als andere Altersgruppen sie zeigen. Nur ein Viertel dieser Altersgruppe zeigt Vertrauen in Kirchen und religiöse Gruppen, und hohe Anteile von katholischen (82 Prozent) und protestantischen (74 Prozent) Teenagern sind offenbar der Ansicht, man könne durchaus ein guter Christ sein, ohne zur Kirche zu gehen. Immerhin 40 Prozent von ihnen halten Religion nichtsdestoweniger in ihrem Leben für „sehr wichtig“, darunter weitaus mehr Farbige als Weiße (65 gegenüber 36 Prozent) sowie um zehn Prozent mehr Protestanten als Katholiken (47 bzw. 37 Prozent). Die Tatsache, daß ein Fünftel der Jugendlichen angibt, sie hätten die Erfahrung der „Wiedergeburt“ gemacht, läßt auf einen hohen Einfluß pfingstlicher Religiosität schließen.

Zu einem ähnlichen hohen Prozentsatz wie die Erwachsenen glauben Jugendliche an Gott bzw. ein höheres Wesen (95 Prozent), 75 Prozent an einen persönlichen Gott. Zur näheren Bestimmung des Glaubens fragt die Studie nach einigen „Basisüberzeugungen“: An ein Leben nach dem Tod glauben danach 58 Prozent, an Reinkarnation 27 Prozent. 87 Prozent der Jugendlichen geben an, sie beteten: 37 Prozent „häufig“, 36 Prozent „gelegentlich“ und zwölf Prozent „selten“. Ein Tischgebet sprechen nach diesen Angaben 52 Prozent. Zwölf Prozent gaben an, täglich in der Bibel zu lesen,

24 Prozent „wenigstens einmal in der Woche“, 13 Prozent „wenigstens einmal im Monat“, 21 Prozent „weniger als einmal im Monat“. Der Anteil der protestantischen Jugendlichen liegt bei den Antworten „täglich“ und „wenigstens einmal die Woche“ um zehn Prozent höher als der ihrer katholischen Altersgenossen.

Für europäische Leser überraschend hoch fallen auch die positiven Antworten auf die Frage aus, ob die Kirche die angemessenen Antworten im Bereich moralischer Probleme und Bedürfnisse (1), der Probleme des Familienlebens (2) sowie der religiösen Bedürfnisse des Menschen (3) gebe. Mit Ja beantworteten 64 Prozent der Teenager die erste, 68 Prozent die zweite und 80 Prozent die dritte Frage. Als weniger überraschend erscheinen diese Antworten vor dem Hintergrund des eher konservativen Gesamtbildes der Einstellungen zu allgemein gesellschaftlichen und Erziehungsfragen: 87 Prozent der Jugendlichen befürworten mehr Respekt Autoritäten gegenüber, 82 Prozent legen Wert auf mehr Selbsterfahrung, 80 Prozent sprechen sich für die Achtung traditioneller Familienbindungen aus, 78 Prozent bejahen den technischen Fortschritt. Den Wunsch nach weniger harter Arbeit glauben 69 Prozent nicht teilen zu können, gegen eine größere Freizügigkeit im Gebrauch von Drogen sprechen sich 72 Prozent aus. Kritik an herrschenden Zuständen wird leise laut, wenn 63 Prozent angeben, daß sie es begrüßen würden, wenn dem Geld eine geringere Bedeutung eingeräumt würde, und wenn 48 Prozent mehr sexuelle Freiheit wünschen – wobei immerhin 44 Prozent diese letztgenannte Forderung ablehnen.

Geringes religiöses Wissen

Ernüchternd wirken die Ergebnisse bei der Überprüfung religiösen Wissens von Jugendlichen. 79 Prozent glauben, daß die Zehn Gebote als Regeln für das tägliche Leben weiterhin Geltung besitzen, jedoch nur 35 Prozent können fünf oder mehr dieser Gebote aufzählen, nur jeder Dritte kennt alle zehn. Nur drei von zehn Ju-

gendlichen sind in der Lage, drei Fragen zum Neuen Testament zu beantworten, unter Jugendlichen, die von sich sagen, daß sie regelmäßig zur Kirche gehen, sind dies gleichfalls nur 43 Prozent. 19 Prozent konnten keine von den drei – wie es in der Studie heißt – „einfachen und grundlegenden“ Fragen beantworten. Angaben zur Bedeutung von Ostern konnten 71 Prozent machen. Immerhin noch 20 Prozent der regelmäßigen Kirchgänger waren dazu ebensowenig in der Lage. Signifikante konfessionelle Unterschiede beim religiösen Wissen wurden nicht ermittelt.

Ganz im Sinne der für die USA kennzeichnenden „civil religion“ (*Robert N. Bellah*) fällt die Analyse aus, die George Gallup Jr. aufgrund der Ergebnisse der Untersuchung anstellt: Als ein „unübersehbares Paradox“ sieht er es an, wenn heute einerseits Religion unter den US-Amerikanern an Bedeutung gewinnt, wie dies auch die vorgelegte Studie wieder zeige, und wenn andererseits die Moral im Lande zurückgehe, wenn Kriminalität und Drogenkonsum, Analphabetentum und Armut zunähmen. Die „dramatischen Verhaltensunterschiede“ zwischen Menschen mit starker Religiosität und solchen mit geringer Religiosität sind nach Gallup Hinweise dafür, daß es dringend nötig sei, das offensichtlich vorhandene Interesse an Religion in eine tiefe religiöse Bindung zu überführen. Man dürfe sich dabei nicht zufriedengeben mit einer vagen religiösen Einstellung. Die Untersuchung zeige eben auch, daß trotz allen Interesses an Religion nur bei 12 Prozent der Befragten von einer sehr starken Religiosität gesprochen werden könne. Und die Bemühungen der Kirchen müßten gerade eine intensive religiöse Bindung ermöglichen helfen.

Das Gegeneinander-Aufrechnen von Religiosität und Moralität ebenso wie die Ratschläge, die in der Untersuchung gegeben werden, wie man die Religion stärken könne, muten wie die bekannten Forderungen fundamentalistisch-konservativer Kreise der Vereinigten Staaten an: mehr Information über die Kirche, Überprüfung religiöser Erziehungsprogramme, größte-

rer Einsatz des Fernsehens bei der Glaubensverkündigung, Einsatz für mehr Berufungen, für mehr Bibel-Lektüre u. a. Auch wenn kaum zu bestreiten ist, daß Menschen mit einer sehr starken religiösen Bindung auch

anders leben als der Durchschnitt der Bevölkerung, die Instrumentalisierung von Religion für ein allgemeines Wohlbefinden, für eine höhere Moralität im Sinne der konservativen „moral majority“ dürfte ein unzureichen-

der Ansatz dafür sein, die Religion zu stärken. Hier scheint ein Religionsbegriff durch, der sich stromlinienförmig in gesellschaftlich-kulturelle Bedürfnisse einpaßt – und damit Religion überflüssig zu machen droht.

K. N.

Deutsch-polnische Aggressionen?

Kirchliche und nationale Probleme in einer nach wie vor schwierigen Beziehung

Als der Primas von Polen, Kardinal Glemp, in seiner Predigt in Tschenstochau am 15. August in einer sehr ungeschützten Form aus seiner Sicht die Frage der Seelsorge an deutschen Minderheiten in Polen ansprach (vgl. HK, September 1984, 436), gab es wie zu erwarten in der Bundesrepublik ein teilweise wenig freundliches Echo. Die Unstimmigkeiten sind auch nach den Beschwichtigungsbemühungen, die hüben und drüben der Predigt folgten, nicht ausgeräumt. Der Vorgang hätte aber kaum so sehr die Gemüter erregt, wäre er nicht Ausdruck einer trotz Versöhnung nach wie vor schwierigen Beziehung, in der hier wie dort das Nationale vom Kirchlichen kaum getrennt werden kann. Reinhold Lehmann, als langjähriger Generalsekretär von Pax Christi (1969–1982) nicht nur engagierter Beobachter, sondern kenntnisreicher Akteur auf der deutsch-polnischen Szene, zeichnet die Probleme nach.

Als im September 1978 eine Delegation der polnischen katholischen Bischofskonferenz die Bundesrepublik Deutschland besuchte, näherte sich auf einem Empfang dem Krakauer Erzbischof, Kardinal *Karol Wojtyła*, ein Vertreter der Heimatvertriebenen. Er fragte, ob man in Polen auch in deutscher Sprache beichten könne. Die Antwort des Kardinals, der einen Monat später zum Papst gewählt wurde, lautete: In unserem polnischen Wallfahrtsort Tschenstochau können Sie auch in russischer Sprache beichten ...

Diese „Antwort“ des Krakauer Erzbischofs genügt, um die Predigt des polnischen Primas und Vorsitzenden der Bischofskonferenz, Kardinal *Jozef Glemp*, vom 15. August (vgl. HK, September 1984, 436) in Tschenstochau richtig einordnen zu können.

Man braucht nicht an die Ränder von Konferenzen zu gehen, keine Notizen aus nächtelangen Vier-Augen-Gesprächen der letzten 20 Jahre heranzuziehen, um die polnischen Absichten klar erkennen zu können. Der oft als Architekt und Brückenbauer der deutsch-polnischen Beziehungen zitierte verstorbene Erzbischof von Wrocław (Breslau), Kardinal *Boleslaw Kominek*, erklärte im Jahre 1972: „In Polen gibt es keine Deutschen.“ Das sei sein letztes Wort.

Der Moraltheologe Professor *Franz Scholz*, in Breslau geboren, in der polnischen Seelsorge als deutscher Priester engagiert, frei von jedem Vorwurf des Revanchismus, mußte die erwähnte Bemerkung hinnehmen. Scholz erinnerte sich an dieses Gespräch nach der Predigt des polnischen Primas in Tschenstochau und konstatierte: „Wie alles Deutsche, wird auch sie (die deutsche Minderheit, die Red.) seit 1945 mit allen Macht- und Propagandamitteln in die Nichtexistenz verwiesen.“

Die Vorgeschichte des neuen Streits

Der polnische Primas hat die deutsch-polnischen Beziehungen schwer belastet. Man läßt lieber das heute noch in Leserbriefen diskutierte Problem weg, ob er sich *innenpolitisch* Luft verschaffen wollte, indem er sich an der Revanchismus-Kampagne des offiziellen Warschau beteiligte. Ebensooft hat Glemp die verbotene freie Gewerkschaft „*Solidarność*“ vor den Kopf gestoßen. Er neigt zu starken Pendelausschlägen, prescht einmal sehr mutig vor – und zieht sich wieder zurück. Der Primas ist heute *eine* Stimme innerhalb der polnischen Bischofskonferenz. Auch in Rom weiß man: Wichtig ist, was der *Haupttrat* sagt, verbindlich sind Erklärungen dieses Rates und der polnischen Bischofskonferenz. Was hat Primas Glemp nicht alles auf seiner Brasilienreise gesagt – und damit die ganze Opposition in Polen verärgert. Wurde nicht sogar dem in Polen tief verehrten Kardinal *Wyszynski*, dessen Stärke Kontinuität und Flexibilität waren, auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzungen um die freie Gewerkschaft vorgeworfen, er habe die Ziele der Arbeiter verraten (Stichwort: „Die Madonna streikt“). Aus diesen innerpolnischen Fragen hält sich die Kirche in der Bundesrepublik Deutschland besser heraus.

Wie oft kam Kardinal *Döpfner* enttäuscht aus seinen römischen Gesprächen mit Primas *Wyszynski* zurück. Es gab Vorwürfe und Gegenvorwürfe. Und trotzdem ging es weiter, wurden Kontakte geknüpft, entstand innerkirchliche und politische Solidarität.

In nationalen Fragen gab es nie entscheidende Unterschiede zwischen Kirche auf der einen und Regierung und kommunistischer Partei auf der anderen Seite. Man läßt